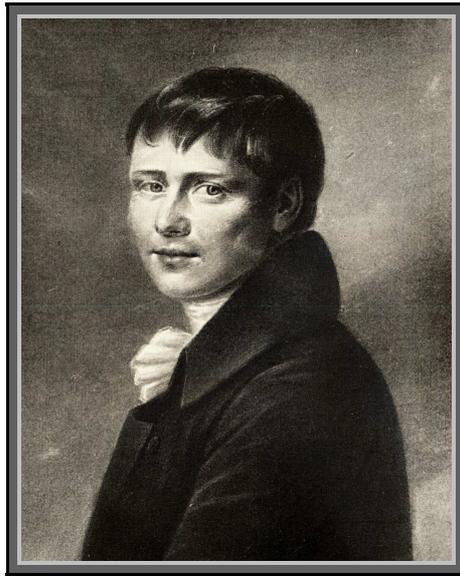


Heinrich von Kleist (1777 – 1811)

Übermenschliches Streben im Zusammenprall

mit einer gebrechlichen Welt



„Am 21. November 1811 erschoss in der Klein-Machnower Heide, nahe an der Berliner Chaussee, Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist die Ehefrau des Generalrendanten der kurmärkischen Landfeuersozietät und Landschaftsbuchhalters, Herrn Friedrich Ludwig Vogel, Adolphine Sophie Henriette, geb. Keber, alt 31 Jahr, und dann sich selbst in seinem 34. Jahre. Beide sind auf der Stelle, wo der Mord und Selbstmord geschah, in zwei Särge und in ein Grab gelegt worden. O tempora! O mores!“

Dieser Eintrag steht im alten Stahnsdorfer Kirchenbuch. Am 26. 11. 1811 schreibt die Zeitung „Der Freimütige“ über eine „in unserer Nähe vorgefallene schauerliche Begebenheit. Der Dichter v. Kleist und Madame Vogel wurden am 21. d. M. drei Meilen von hier (auf dem Wege nach Potsdam, bei dem sogenannten Krüge) tot gefunden. Der allgemeinen Sage nach hat v. K. zuerst jene Frau und dann sich selbst durch Pistolenschüsse getötet; doch waltet ein tiefes

Dunkel über dem ganzen Vorfall.“

Ich kann nicht sterben, ohne mich
zufrieden und heiter, wie ich bin,
mit der ganzen Welt, und somit auch,
vor allen andern, meine teuerste
Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. ...
Du hast an mir getan, ich
sage nicht, was in Kräften einer Schwester,
sondern in Kräften eines Menschen stand,
um mich zu retten: die Wahrheit ist,
dass mir auf Erden nicht zu helfen war.
Und nun lebe wohl; möge Dir der
Himmel einen Tod schenken, nur halb
an Freude und unaussprechlicher
Heiterkeit dem meinigen gleich: das
ist der herzlichste und innigste
Wunsch, den ich für Dich aufzubringen
weiß.“

Heute kennen wir die Briefe, die Kleist
unmittelbar vor seinem Freitod geschrieben hat.
Der letzte ist an seine Lieblingsschwester Ulrike
gerichtet. Der Schluss lautet: „Ich kann nicht
sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich
bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor
allen andern, meine teuerste Ulrike, mit Dir
versöhnt zu haben. ... Du hast an mir getan, ich
sage nicht, was in Kräften einer Schwester,

sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die
Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe
wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude
und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der
herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen
weiß.“



Ulrike von Kleist

Mit Henriette Vogel hat Kleist eine Frau kennengelernt, die bereit ist, mit ihm zu sterben. Sie ist unheilbar an Krebs erkrankt und will durch den selbst gewählten Tod ihr Leiden verkürzen. Für Kleist selbst, der immer wieder mit dem Gedanken an Selbstmord umgegangen ist, bedeutet es ein Geschenk des Himmels, einen Menschen gefunden zu haben, der mit ihm gemeinsamen in den Tod gehen wird. So bereitet er gewissenhaft die Tat vor, indem er alle persönlichen Angelegenheiten regelt und Abschiedsbriefe schreibt – den letzten, wie erwähnt, an Ulrike. Die beiden Pistolenschüsse, der erste ins Herz der Henriette, der zweite sich selbst durch den

Mund ins Gehirn, setzen den beiden Leben ein Ende.

Das Kleist-Grab am Kleinen Wannsee in Berlin, gleich neben der vielbefahrenen Brücke, die den Kleinen Wannsee vom Großen Wannsee trennt, in direkter Nachbarschaft des Berliner Ruderclubs, ist heute eine gepflegte kleine Anlage. Auf dem schlichten Grabstein standen bis vor kurzem die Worte „Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein“ aus Kleists Drama „Prinz Friedrich von Homburg“. Man hat zu Kleists 200. Todestag im Jahr 2011 diese aus der NS-Zeit stammende Inschrift ersetzt durch die zuvor dort angebrachten Verse:



„Er lebte, sang und litt in trüber, schwerer Zeit.

Er suchte hier den Tod und fand Unsterblichkeit.“

Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist wird am 18. Oktober 1777 in Frankfurt an der Oder geboren. Er entstammt einer alten preußischen Offiziersfamilie; unter den Vorfahren haben mehrere den Generalsrang erreicht. Mit Christian Ewald von Kleist (1715-1759), der in der Schlacht von Kunersdorf fällt, hat der Name Kleist sogar schon einmal Einzug in die Literaturgeschichte gehalten. Ewald von Kleist, der vor allem idyllische Dichtungen geschrieben hat, ist im Unterschied zu Heinrich von Kleist auch als Dichter der Offizierslaufbahn treu geblieben und hat sein Leben für seinen König geopfert.

Für die Familie Kleist kommt die Offizierskarriere vor allem deshalb in Frage, weil sie keinen nennenswerten Grundbesitz hat. Eine Alternative wäre allenfalls der zivile Staatsdienst. Noch sind wir im alten Preußen, geprägt vom Soldatenkönig Friedrich-Wilhelm I. und Friedrich dem Großen, wo jedem Stand seine Aufgabe zugewiesen wird und der Adel für die Führung in Militär und Verwaltung bestimmt ist.

Bei Heinrich von Kleists Geburt lebt sein Vater bereits in zweiter Ehe mit der 18 Jahre jüngeren Ulrike von Pannwitz, nachdem ihm seine erste Ehefrau (Luise von Wulfen) – ebenfalls wesentlich jünger als

er - bald nach der Geburt des zweiten Kindes, Ulrike, gestorben ist. Von den fünf Kindern der zweiten Ehe ist Heinrich das dritte. Wichtig wird ihm später die eben genannte Ulrike. Sie ist seine Halbschwester.

Zusammen mit seinem einzigen Bruder und einem Vetter wird Heinrich von einem Hauslehrer erzogen, einem angehenden Theologen. Der schildert den Jungen als einen „nicht zu dämpfenden Feuergeist, mit einer bewundernswerten Auffassungsgabe ausgerüstet, von Liebe und warmem Eifer für das Lernen beseelt; kurz: der offenste und fleißigste Kopf von der Welt.“

Als Heinrich elf Jahre alt ist, stirbt sein Vater (mit 60); als er noch fünfzehn ist, seine erst 42 Jahre alte Mutter. Damit ist er Vollwaise. Inzwischen ist er aber bereits Gefreiter im Garde-Regiment des preußischen Königs in Potsdam. Dass er in dieses Elite-Regiment aufgenommen worden ist, bezeugt die Achtung, die der Familie von Kleist entgegengebracht wird. Um so mehr muss es den König (Friedrich Wilhelm III.) später enttäuschen, dass Kleist nach sieben Jahren Militärzeit 1799 sein Abschiedsgesuch einreicht, um Philosophie, Mathematik, Physik und Naturrecht an der Universität Frankfurt/Oder zu studieren. Mit dieser für einen preußischen Adligen ganz ungewöhnlichen Entscheidung hat Kleist einen problematischen Lebensweg beschritten, der allenfalls noch Sicherheit durch die Aufnahme in den Beamtendienst bieten könnte. Äußere Rücksichten und materielle Motive leiten jedoch den jungen Kleist nicht. Vielmehr ist es der unbändige Drang, sich zu bilden und auf diesem Wege glücklich zu werden, was sein Handeln bestimmt. Obwohl ihm die Zeit beim Militär den Zugang zu anspruchsvollen gesellschaftlichen Kreisen in Potsdam und in Berlin ermöglicht – vor allem durch sein musikalisches Talent, denn er spielt vorzüglich Klarinette – und obwohl er etwas von der Welt zu sehen bekommt – Kleist macht den Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich mit und ist bei der Belagerung von Mainz dabei – klagt er bitter: „Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlichen Taten bezahlen zu können.“

Warum das Töten der Zeit unmoralisch sei, erläutert Kleist in seinem „Aufsatz, den sicheren Weg des Glücks zu finden“. Darin heißt es:

„Die Sehnsucht nach Glück ist unauslöschlich in unserer Seele. ... Denn glücklich zu sein, das ist ja der erste aller unserer Wünsche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jeder Nerve unseres Wesens spricht, der uns durch den ganzen Lauf unsers Lebens begleitet ... und den wir endlich als Greise mit in die Gruft nehmen werden.“ Kleist meint, man könne sich dem Glück selbst annähern, denn das Glück bestehe in der „möglichst vollkommenen Ausbildung aller unserer geistigen Kräfte ... durch Erfahrungen und Studien aller Art“ und hänge somit „von keinen äußern Umständen ab“. Deshalb verdienten weder Reichtum noch Güter und Würden, diese „zerbrechlichen Geschenke des Zufalls“, den Namen Glück. Man kann sich leicht denken, dass Kleist in seiner Familie auf wenig Verständnis stößt, als er die sichere Militärlaufbahn verlässt, um Philosophie und Naturwissenschaften zu studieren. Kleist berichtet selbst: „Man sagte, ich sei zu alt (22) zu studieren. Man stellte mir mein geringes Vermögen vor; man zeigte mir die zweifelhafte Aussicht auf Brot auf meinem neuen Lebenswege; die gewisse Aussicht auf dem alten.“ Für Kleist gibt es jedoch keinen Weg mehr zurück. Er erhält die erwünschte Verabschiedung vom Militär und



immatrikuliert sich am 10. April 1799 an der Universität in Frankfurt/Oder. Wirklich glücklich aber macht ihn das gewählte Studium auch nicht. Er schreibt: „Bei dem ewigen Beweisen und Folgern verlernt das Herz zu fühlen, und doch wohnt das Glück nur im Herzen, nur im Gefühl, nicht im Kopfe, nicht im Verstande. Das Glück kann nicht wie ein mathematischer Lehrsatz bewiesen werden, es muss empfunden werden, wenn es da sein soll.“ Hier kündigt sich bereits an, was später der Kern der Kleist’schen Dichtungen sein wird, nämlich das Gefühl und seine Erprobung durch die Begegnung mit der Welt und dem Schicksal.

Wilhelmine von Zenge

In Frankfurt lernt der Student Kleist Wilhelmine von Zenge kennen. Sie ist die Tochter eines Generals, der das Frankfurter Infanterieregiment kommandiert. Obwohl sie ihm erklärt, sie könne

nicht seine Frau werden, weil er zu melancholisch und zu finster sei, wiederholt er seinen Antrag; schließlich gibt sie nach und 1800 kommt es zwischen dem 23jährigen Kleist und der 20jährigen Wilhelmine zur Verlobung. Diese währt zwei Jahre und entwickelt sich zu einer wahren Zumutung für Wilhelmine, bis sie schließlich das Verlöbniß mit Kleist beendet, um wenig später einen Professor der Philosophie zu heiraten, der als Nachfolger Immanuel Kants in Königsberg lehrt.

Was soll auch eine junge Frau mit einem Verlobten anfangen, der keine berufliche Karriere anpackt, von einer geistigen Erschütterung zur anderen getrieben wird, der ruhelos immer wieder den Wohnort wechselt und nirgends zufrieden ist? Und können Sätze wie diese etwa trösten? „Liebes, teures, treues Mädchen! Sei auch ein s t a r k e s Mädchen! Vertraue Dich mir ganz an. ... Solange der Steuermann noch lebt, sei ruhig! B e i d e gehen



unter in den Wellen oder b e i d e laufen glücklich in den Hafen.“

Das hier von Kleist gebrauchte Bild der gefährlichen Seefahrt macht die Rollenverteilung deutlich. Kleist ist der Steuermann s e i n e s Glücks; Wilhelmine ist nur ein

zugestiegener Passagier, der auf Gedeih und Verderb mitsegeln darf.

Thuner See

Als Kleist, der immer wieder in Aussicht gestellt hat, ein Amt anzunehmen, nach fünfmonatigem Aufenthalt in Paris (1801/02)), wohin er mit seiner Schwester Ulrike gereist ist, beschließt, sich als Bauer in der Schweiz niederzulassen, und seit Februar 1802 auch tatsächlich auf einer Insel bei Thun lebt und Wilhelmine auffordert, zu ihm zu kommen, da sagt sie ab und löst, wie wir gehört haben, die Verlobung auf. Zur Bäuerin fühlt sie sich wirklich nicht geeignet. Auch heute noch kann man ihre Reaktion gut verstehen. Kleist wird unverheiratet bleiben. Trotz Wilhelmines Absage schreibt er aber noch Briefe an sie. In einem davon steht: „Ich werde

niemals in mein Vaterland zurückkehren. ... Ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben.“ Es werden aber noch neun Jahre vergehen, bis er sich tatsächlich das Leben nimmt.

Betrachten wir nun Kleists geistige Entwicklung auf seinem bisherigen Lebensweg. Diese führt ihn von einer zunächst rationalen, also verstandesmäßigen Haltung und dem Studium von Mathematik und Naturwissenschaften zur Wertschätzung der Philosophie, wobei er sich aber – wie wir gesehen haben – stets auch der Bedeutung des Gefühls gewiss ist. Der noch überwiegend vernünftig - aufklärerischen Einstellung entspricht es, dass sich Kleist einen Lebensplan macht. Er schreibt: “Solange ein Mensch noch nicht im Stande ist, sich selbst einen Lebensplan zu bilden, so lange ist und bleibt er unmündig. ... Wie nötig es ist, ihn so früh wie möglich zu bilden, davon hat mich der Verlust von sieben kostbaren Jahren, die ich dem Soldatenstande widmete, von sieben unwiederbringlich verlorenen Jahren, die ich für meinen Lebensplan hätte anwenden können, wenn ich ihn früher zu bilden verstanden hätte, überzeugt.“

Aber aus einem planmäßigen Leben wird bei Kleist nichts. Krise folgt auf Krise, maßloser Ehrgeiz wechselt ab mit Resignation und Todessehnsucht, an keinem Ort hält er es längere Zeit aus. Menschliche Beziehungen und Existenzgründungsversuche scheitern und am Ende steht Kleist als gebrochener, vereinsamter Mensch da, der, bevor er sich das Leben nimmt, den erschütternden Ausspruch tut, dass ihm im Leben nicht zu helfen war.

Die erste große geistige Krise erfährt Kleist durch das Studium der Philosophie von Immanuel Kant. Er verzweifelt an Kants Lehre, wonach wir alle Erkenntnis nur mit den uns a priori gegebenen Kategorien von Raum, Zeit, Kausalität usw. erlangen können. Das „Ding an sich“, die eigentliche Beschaffenheit der Dinge, sozusagen ihr innerster Kern, muss uns auf immer verborgen bleiben. Wir nehmen die Welt – wie Schopenhauer nach Kant sagen wird – nur als Vorstellung wahr. Kleist glaubt deshalb, dass uns j e d e r Zugang zur Wahrheit versperrt sei. An Wilhelmine schreibt er: „Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch

erblickten, sind grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es nur so scheint. Ist es das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr – und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich.

Ach, Wilhelmine, wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr. ... Seitdem ekelt mich vor den Büchern, ich lege die Hände in den Schoß und suche ein neues Ziel; aber ich finde es nicht und eine innerliche Unruhe treibt mich umher.“

Kleist reagiert – wie auch sonst nach inneren Krisen – mit Reisen. Gemeinsam mit seiner Schwester Ulrike fährt er, wie schon erwähnt, nach Paris(1801/1802). Da er in dieser Zeit ja noch mit Wilhelmine verlobt ist, sendet er ihr ein Miniaturbild von sich, damit sie ihm treu bleibt. Aber das Miniaturbild nützt nichts mehr, als er sich anschließend auf einer Insel im Thuner See niederlässt und von Wilhelmine verlangt, sie solle nach Rousseaus Devise „Zurück zur Natur“ mit ihm gemeinsam einen Bauernhof betreiben.

Hier muss noch ein Erlebnis geschildert werden, das Kleist knapp zwei Jahre zuvor, 1800, auf einer Reise in Würzburg gehabt hat. „Ich ging“, schreibt er von dort an Wilhelmine, „von einem Spaziergang durch das gewölbte Tor in die Stadt sinnend zurück und dachte beim Anblick des Torbogens: Warum sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen – und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, ... dass auch ich mich halten würde, wenn alles mich sinken lässt.“

Rettung vor dem Versinken sucht der junge Kleist mehr und mehr im Schreiben. Die Verzweiflung darüber, dass Sinne und Verstand nicht zur Erkenntnis einer Wahrheit führen, „die über das Grab dauert“, dass auch ein Lebensplan nicht weiterhilft und dass im wirklichen

Leben der Zufall regiert, liegt dem ersten Drama Kleists zugrunde, das den Titel trägt: „Die Familie Schroffenstein“. Kleist hat es im Wesentlichen in der Abgeschiedenheit des Thuner Sees geschrieben. Über dem Stück könnte der Ausspruch Kleists stehen: „Wir dünken uns frei und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort.“

Kleists Erstlingswerk erinnert an Shakespeares „Romeo und Julia“: Zwei tödlich verfeindete Familien, dazwischen das Liebespaar Ottokar und Agnes, das vorübergehend die Möglichkeit einer Versöhnung aufleuchten lässt. Der Hass der beiden Familien hat seine Ursache in einem Erbvertrag, durch den festgelegt ist, dass das überlebende Haus den Besitz des ausgestorbenen übernehmen darf, und so trachten die Väter danach, die Kinder der anderen Familie zu töten. Zur Katastrophe kommt es gerade dadurch, dass man ihr entgehen will. Als Ottokar fürchtet, sein Vater könnte Agnes umbringen, tauscht er mit ihr die Kleider, damit sie dem Anschlag entkommen kann. So wird er vom eigenen Vater erschlagen, der doch das Überleben seines Hauses hat sichern wollen. Agnes' Vater hingegen, in der Annahme, Ottokar habe seiner Tochter nachgestellt, bringt Agnes um, weil er sie in ihrer Verkleidung für Ottokar hält. Die Fäden in diesem Stück hat die Hexe Ursula gezogen. Vor den Leichen der Kinder und den fassungslosen Vätern fällt sie den zynischen Schluss-Spruch über eine Welt, die von der Macht des Zufalls beherrscht wird und in der Sein und Schein nicht mehr auseinandergehalten werden können: „Wenn ihr euch totschlagt, ist es ein Versehen.“

Ein Erfolg wird Kleists erstes Drama nicht. Und da Kleist einen Schluss dichtet, in dem die verfeindeten Väter sich „mit abgewandtem Gesicht“ über die Leichen ihrer getöteten Kinder hinweg die Hände reichen, stellt sich statt des erhofften Erfolgs ein Lacherfolg bei den Zuhörern der ersten Lesung ein; die erstrebte Tragik wirkt eher komisch, ja sogar grotesk.

Trotzdem sind in der „Familie Schroffenstein“ bereits wesentliche Motive gestaltet, die Kleist weiter beschäftigen werden: Die Reinheit des Gefühls in einer Welt des Misstrauens, das Scheitern planmäßigen Handelns an Zufällen, die Vorstellung, dass die Menschen nur Marionetten sind, deren Fäden von undurchschaubaren Mächten gezogen werden.

Von seiner Insel im Thuner See aus schreibt Kleist im Sommer 1802 an Ulrike: „Ich habe keinen andern Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht, eine große Tat.“ Die große Tat, das soll das neue Drama sein, das er begonnen hat: „Robert Guiskard – Herzog der Normannen“. Wovon handelt der „Robert Guiskard“? Da Kleist mit diesem Stück später glaubt, gescheitert zu sein und es schließlich verbrennt, sind nur 22 Seiten eines danach geschriebenen erneuten Versuchs überliefert. Daraus geht Folgendes hervor: Im Lager der Normannen vor Konstantinopel (1081) wütet die Pest. Herzog Robert Guiskard ist ausgezogen, um den Kaiser von Ostrom (Byzanz) zu unterwerfen. Die Normannen verlangen nun von ihm, dass er angesichts der Pest den Rückzug befehlen solle. Guiskard aber will den entscheidenden Angriff wagen, obwohl auch er bereits erkrankt ist. Sein Wille ist ungebeugt. Hören wir ein paar Zeilen aus dem Guiskard-Fragment:

*„O führ uns fort aus diesem Jammertal:
Du Retter in der Not, der du so manchem schon
geholfen hast, versage deinem ganzen Heere
den einz’gen Trank nicht, der ihm Heilung bringt,
versag uns nicht Italiens Himmelslüfte,
führ uns zurück ins Vaterland“*

Doch Guiskard will nicht wahrhaben, dass auch er bereits an der Pest erkrankt ist, und bleibt bei seinem Entschluss:

*„Dass ich so lebhaft mich nicht fühl’ als sonst;
nicht unpässlich möcht’ ich es nennen,
viel wen’ger pestkrank! Denn was weiter ist’s
als nur ein Missbehagen nach der Qual
der letzten Tage um mein armes Heer. ...
Mein Leib ward jeder Krankheit mächtig noch
und wär’s die Pest auch, so versichr’ ich euch:
An diesen Knochen nagt sie selbst sich krank!“*

Wie es wirklich um ihn steht und dass er tragisch enden wird, macht folgende Passage deutlich: Guiskards Neffe Abälard berichtet:

*„Noch eben, da er auf dem Teppich lag,
trat ich zu ihm und sprach: ‚Wie geht’s dir, Guiskard?’
Drauf er: ‚Ei nun’, erwidert er, ‚erträglich! -
Obschon ich die Giganten rufen möchte,
um diese kleine Hand hier zu bewegen.’
Er sprach: ‚Dem Ätna wedelst du, lass sein!’
als ihm von fern mit einer Reiherfeder
die Herzogin den Busen fächelte, und als man einen Becher bracht’
und fragt’, ob er auch trinken möcht’, da antwort’ er:
‚Die Dardanellen, liebes Kind!’ Und trank.“*

Mit “Robert Guiskard“ hat Kleist einen heroischen Willen dargestellt, der konfrontiert wird mit dem verzagenden Heer. Das Tragische liegt darin, dass der Normannenführer im Augenblick höchster Lebenserfüllung sterben muss. Neu ist in der Dramatik, dass ein Einzelner dem ganzen Volk gegenübergestellt wird; man kann darin die Tragödie zwischen Subjekt (Kleist) und der Umwelt, der menschlichen Gesellschaft seiner Zeit, erkennen. Die Sprache ist gewaltig – wir haben es soeben an den Bildern Ätna und Dardanellen gesehen; die Form, der klassische Blankvers, wird von Kleist perfekt beherrscht. Aber im Ganzen überfordert er sich und am Ende verzweifelt er. Seine Briefe an Ulrike geben darüber erschütternde Auskunft:

„Töricht wäre es, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das für mich zu schwer ist. Ich trete vor einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich – ein Jahrtausend voraus – vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie ausspricht. Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins. Ich habe den „Guiskard“ durchgelesen, verworfen und verbrannt. Und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde.“

Aus Verzweiflung will Kleist nun in französische Kriegsdienste eintreten (obwohl ihm Napoleon verhasst ist) und sich „in den schönen Tod der Schlacht“ stürzen. „Ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. Ulrike, Schwester, du wirst mein

letzter Gedanke sein. Leb' wohl. ... Ich kann nicht mehr.“

Das klingt schon ganz so wie bei seinem wirklichen Freitod am Wannsee 1811, dabei befinden wir uns erst im Jahr 1803. Wie mögen solche Briefe wohl in der Heimat gewirkt haben?

Kleists Traum vom Heldentod in der französischen Armee ist schnell ausgeträumt. Als entlassener ehemals preußischer Offizier wird er gar nicht erst aufgenommen. Vielmehr liegt für die Franzosen der Verdacht nahe, hinter Kleists Anliegen verberge sich die Absicht, für Preußen zu spionieren. So erstattet man Meldung an den preußischen Gesandten in Paris; dieser unterrichtet König Friedrich Wilhelm III. über das sonderbare Verhalten seines Untertans und schickt ihn mit einem neuen Pass versehen zurück nach Potsdam. Dort wird er vom Flügeladjutanten des Königs empfangen, der ihm im Namen des Souveräns gehörig die Meinung sagt. Erstaunlich ist, dass der König trotz allem, was geschehen ist, es noch einmal mit Kleist auf dessen Bitten hin versuchen will und ihn 1805 in der Verwaltung der Provinz Ostpreußen anstellt, und zwar in der Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg. Obwohl Kleist eigentlich dankbar sein müsste, betrachtet er seine Arbeit bald als „Strafe einer inkonsequent verlebten Jugend“. Gut ein Jahr wird er die Bürotätigkeit ertragen und alle freie Zeit vor allem dazu nutzen, neue dichterische Werke in Angriff zu nehmen. Er schreibt den „Zerbrochenen Krug“, beginnt den „Michael Kohlhaas“, die Dramen „Amphitryon“ und „Penthesilea“, dann vollendet er in einem Zuge die Novelle „Die Marquise von O...“. Im August 1806 nimmt er Urlaub, um darauf endgültig die Beamtenlaufbahn aufzugeben. An einen Freund schreibt er: „Du weißt, dass ich meine Karriere wieder verlassen habe. Ich will mich jetzt durch meine dramatischen Arbeiten ernähren.“

Kleists Anliegen beim Schreiben ist es ab jetzt, die Helden seiner Dichtungen ganz ihrem innersten Gefühl folgen zu lassen, dann aber dieses Gefühl auf die Probe zu stellen, und zwar durch die Konfrontation mit dem wachen Verstand und durch die Begegnung mit einer „gebrechlichen Welt“. Denn, so wird Kleist später in seinem Aufsatz „Über das Marionettentheater“ schreiben, „das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die

Welt machen und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.“Damit sind wir beim zentralen Anliegen aller Dichtungen Heinrich von Kleists. Wir erinnern uns an Kleists Verzweiflung nach dem Studium der Philosophie Immanuel Kants, dass wir mit dem Verstand niemals zum Kern der Dinge vordringen können, dass wir vielmehr Irrtum und Zufall ausgeliefert sind – so wie er es in der „Familie Schroffenstein“ dargestellt hat. Weil der Verstand „ewig irrt“, setzt nun Kleist auf das Gefühl. Was Kleist „Gefühl“ nennt, ist allerdings nicht zu verwechseln mit emotionalen Gefühlen wie etwa Zorn und Trauer. Kleist wird sich vielmehr eines inneren Kerns bewusst, der eigentlich gar nicht artikulierbar ist, um den es ihm aber ausschließlich geht. Dieser Kern, das innerste Selbst eines Menschen, ist die treibende Kraft seiner Helden. Und die Problematik, um die es Kleist geht, die er immer wieder darstellt und durchdenkt, besteht im Zusammenprallen dieses innersten Kerns mit der Welt, in der die Kleist’schen Hauptpersonen leben (müssen). Das „Gefühl“ wird durch die empirische Wirklichkeit erprobt und muss sich in ihr bewähren. Dabei kann es sozusagen verunreinigt werden wie im „Michael Kohlhaas“, und zwar durch übermäßige Provokation, was zur Dominanz der Rache führt, oder aber es bleibt erhaben gegenüber allen Anfechtungen wie in der „Marquise von O...“ bzw. weist es traumwandlerisch den rechten Weg wie im „Käthchen von Heilbronn“. Es kann schließlich auch die Utopie von Harmonie und Glück kurz aufleuchten lassen, die sich in einer feindlichen Gesellschaft noch nicht verwirklichen lässt – so in „Penthesilea“ und im „Erbeben in Chili“, wo sich Staat und Gesellschaft dem individuellen Glück entgegenstellen. Eine letzte Variante – besser gesagt, Möglichkeit – hat Kleist schließlich im Drama „Prinz Friedrich von Homburg“ gestaltet, wo es zu einer Versöhnung zwischen „Gefühl“ und staatlicher Ordnung kommt, weil der Prinz das Verhalten des Kurfürsten innerlich anerkennt und der Kurfürst seinen innersten Kern respektiert. „Das Kriegsgesetz“ (=die staatliche Ordnung), so heißt es, „soll herrschen, jedoch die lieblichen Gefühle auch.“

Wir haben soeben einen kleinen Überblick auf Kleists Dichtungen bekommen sowie den Schlüssel zu ihrem Verständnis. Nun wollen wir uns den bekanntesten Werken zuwenden.

Wie gesagt, schreibt Kleist in Königsberg neben seiner Arbeit in der Kriegs- und Domänenkammer sein Stück „Der zerbrochene Krug“. Wir Deutsche haben ja nur wenige Lustspiele; die Trauerspiele überwiegen bei weitem. Fragte man mich, welche deutschen Komödien es gibt, so würden mir spontan nur drei einfallen: Kleists „Zerbrochener Krug“, Grillparzers „Weh dem, der lügt“ und Hauptmanns „Biberpelz“; nein, noch eine vierte käme dazu: Zuckmayers „Hauptmann von Köpenick“.

Dass ein so ernster, immer wieder zur Schwermut neigender Mensch wie Kleist ein Lustspiel geschrieben hat, ist eigentlich merkwürdig. Aber man muss sich weniger wundern, wenn man bedenkt, dass auch dieses Stück hart ans Tragische grenzt und dass ein gutes Ende nur durch eine Art „deus ex machina“ erreicht wird – hier dargestellt durch das Eingreifen des Gerichtsrats Walter, der zur rechten Zeit erscheint, um die Arbeit des Dorfrichters Adam zu kontrollieren. Worum geht es?

Der Dorfrichter hat sich am Abend zuvor bei Evchen eingeschlichen. Er hat sie regelrecht erpresst, ihn einzulassen, und zwar mit dem Versprechen, er wolle sich für die Befreiung ihres Verlobten Ruprecht vom Militärdienst in Batavia (Ostindien) einsetzen und müsse dazu mit ihr zusammen ein Krankheitszeugnis formulieren. In Wirklichkeit sucht er ein sexuelles Abenteuer. – Ruprecht hat aber Adam beobachtet und ist eifersüchtig in Evchens Kammer hereingestürzt. Der Dorfrichter ist durchs Fenster geflohen und hat dabei seine Perücke verloren. Ruprecht konnte ihm zudem noch mit einer abgerissenen Türklinke eine ordentliche Wunde am Kopf beibringen. Dabei allerdings ist ein kostbarer Krug zerschlagen worden.

Evchens Mutter, die Witwe Marthe Rull, hat an dem Abend nur noch Ruprecht aus der Kammer verschwinden gesehen und bezichtigt diesen nun vor Gericht, ihren schönen Krug zerschlagen zu haben. Ruprecht nennt Evchen eine Metze (Hure); sie habe einen anderen Mann eingelassen – dass es der Dorfrichter Adam gewesen ist, hat er nicht erkannt.

Ohne Perücke muss Adam nun Gericht halten – und ausgerechnet heute wird der Gerichtsrat Walter zur Inspektion erwartet.

Vor Gericht hat Evchen einen schweren Stand. Ihre Situation ist die:

Eine gegen alle. Den Richter Adam anzuklagen, wagt sie nicht, weil ihrer Meinung nach nur er Ruprecht vom todbringenden Militärdienst befreien kann. Ruprecht glaubt ihr nicht, dass sie unschuldig sei, ebenso wenig wie ihre Mutter. Ruprechts Vater ist überzeugt, sein Sohn und kein anderer sei bei Evchen eingestiegen. Der Dorfrichter aber weiß immer wieder geschickt seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Evchen und Ruprecht wären also hoffnungslos verloren und das Unrecht würde in der "gebrechlichen Welt" wieder einmal triumphieren, wenn – ja wenn nicht gerade der Justizrat Walter eingetroffen wäre. Der wundert sich mehr und mehr über die seltsame Prozessführung und merkt bald, dass alle Indizien dafür sprechen, dass Adam der Übeltäter gewesen ist – zumal dieser ja alles daransetzt, Ruprecht den schwarzen Peter zuzuspielen und ständig mit den Zeugen tuschelt. So wird am Ende Richter Adam entlarvt und mit Schimpf und Schande davongejagt, während sich Evchen und Ruprecht in die Arme fallen. Das Happy End ist erreicht.

Interessant am „Zerbrochenen Krug“ ist, dass für das Auffinden der Wahrheit dem Verstand doch wieder eine große Bedeutung zukommt – woran Kleist ja nach der Kant-Krise gezweifelt hat. Erst durch das gründliche Gerichtsverfahren, – ermöglicht allein durch die Anwesenheit des Richtersrats Walter, der den Rechtsstaat vertritt - kann der wahre Täter ermittelt werden. Evchens Unschuld sowie ihr reines Gefühl für Ruprecht werden am Schluss allgemein anerkannt, nachdem beides in langen Beweisführungen erhellt worden ist. Trotz der Sicherheit des Gefühls kann also auf den Verstand nicht verzichtet werden. Wie hieß es doch im „Marionettentheater“? „Wir müssen die Reise um die Welt machen ...“, das heißt, unser innerstes Gefühl muss der Konfrontation mit der Lebenswirklichkeit standhalten.

Übrigens ist Kleists „Zerbrochener Krug“ bereits im März 1808 uraufgeführt worden, nicht irgendwo, sondern in Weimar, und nicht von irgendeinem Regisseur, sondern von Goethe. Kleist hat ihm das Manuskript bereits im Sommer 1807 zugesandt. Goethes Stellungnahme ist überliefert. Sie ist eher negativ und enthält einen Satz, der Kleist nicht gefallen haben dürfte und der sich später als völlig unzutreffend erweisen wird: „Nur schade, dass das Stück auch

wieder dem unsichtbaren Theater angehört.“ Aufführungen und Verfilmungen des „Zerbrochenen Kruges“ sind jedoch immer wieder sehr erfolgreich gewesen – ganz im Gegensatz zu Goethes Kritik.

Goethe studiert also in Weimar trotz seiner Kritik Kleists „Zerbrochenen Krug“ ein – und verdirbt das temperamentvoll zu spielende Lustspiel, indem er es viel zu schleppend und in drei Akte zerteilt aufführen lässt. Die Premiere wird zum Fiasko – eine große Chance für Kleist ist damit vertan. Der junge Dichter wird diesen Weimarer Fehlschlag niemals verwinden können. Den Misserfolg lastet er zu Recht allein Goethe an! Sein Verhältnis zum deutschen Dichterstürzen bleibt seitdem getrübt.

Trotzdem wendet sich Kleist im Januar 1808 erneut an Goethe, diesmal mit der schriftlich formulierten Bitte, sein neues Drama „Penthesilea“ auf die Bühne zu bringen. Hören wir einmal, wie unterwürfig ein solcher Brief damals formuliert wird:

„Hochwohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimrat,
Ew. Exzellenz habe ich die Ehre, in der Anlage gehorsamst das 1. Heft des Phöbus zu überschicken. Es ist auf den ‚Knien meines Herzens‘, dass ich damit vor Ihnen erscheine; möchte das Gefühl, das meine Hände ungewiss macht, den Wert dessen ersetzen, was sie darbringen. Ich war zu furchtsam, das Trauerspiel, von welchem Ew. Exzellenz hier ein Fragment finden werden, dem Publikum im Ganzen vorzulegen. ... Es ist übrigens ebenso wenig für die Bühne geschrieben als jenes frühere Drama: der Zerbrochene Krug, und ich kann es nur Ew. Exzellenz gutem Willen zuschreiben, mich aufzumuntern, wenn dies letztere gleichwohl in Weimar gegeben wird. Unsre übrigen Bühnen sind weder vor noch hinter dem Vorhang so beschaffen, dass ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte, und so sehr ich auch sonst in jedem Sinne gern dem Augenblick angehörte, so muss ich doch in diesem Fall auf die Zukunft hinaussehen, weil die Rücksichten gar zu niederschlagend wären. ...

Der ich mich mit der innigsten Verehrung und Liebe nenne
Ew. Exzellenz
gehorsamster
Heinrich von Kleist.

Am 1. Februar 1808 antwortet Goethe – es ist übrigens der einzige Brief Goethes an Kleist, den wir kennen: „Mit der ‚Penthesilea‘ kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, dass ich mir Zeit nehmen muss, mich in beide zu finden.“

Was ereignet sich in Kleists „P e n t h e s i l e a“? Penthesilea ist Königin der Amazonen; die Amazonen sind bekanntlich das kriegerische Weibervolk der Antike, dessen einbrüstige Kämpferinnen sich Krieger erobern müssen, um sie als Gefangene zu Vätern einer neuen Generation im Amazonenstaat zu machen. Fest der Rosen nennen sie das Zeugungsfest, das dem Kampfe folgt. Nun hat sich Penthesilea vorgenommen, den vor Troja lagernden strahlendsten Helden der Griechen, Achill, zu besiegen und heimzuführen. Es kommt zum Zweikampf, doch nicht Penthesilea siegt, sondern Achill. Darüber gerät Penthesilea außer sich vor Zorn und versinkt in ihrer Erregung schließlich in Ohnmacht. Achill, der sich beim Kampf in Penthesilea verliebt hat, hofft sie zur Frau zu gewinnen und erreicht mit Zärtlichkeiten, dass sie aus ihrer Bewusstlosigkeit erwacht. Damit sie ihn lieben kann, lässt er Penthesilea glauben, nicht er habe sie besiegt, sondern sie habe ihn überwunden. Auf dieser Grundlage wird eine Liebesszene möglich. Als aber der Kampf zwischen Amazonen und Griechen erneut aufflammt und die Amazonen erwarten, dass Penthesilea Achill endgültig bezwingt, lässt dieser sich zum Schein besiegen, um ihr ins Amazonenland folgen zu können. Penthesilea aber durchschaut seine Absicht nicht, verfällt in Kampfes- und Liebesraserei und tötet dabei Achill. Ihr ist zunächst gar nicht bewusst, was sie da getan hat. Hören wir sie selbst:

„Gebissen also wirklich? Tot gebissen?

Nicht tot geküsst?

*So war es ein Versehen. Küsse, Bisse,
das reimt sich und wer recht von Herzen liebt,
kann schon das eine für das andre greifen. ...
Du lieber, süßer Bräutigam, du vergibst mir.
Ich habe mich doch nur versprochen,
weil ich der raschen Lippe Herr nicht bin.*

*Doch jetzt sag ich's dir deutlich, wie ich's meinte:
Dies, du Geliebter, war's, und weiter nichts.“ (sie küsst ihn)*

Dass Goethe Kleist abgelehnt hat, ist nur zu begreiflich. Er, Goethe, ist von Winckelmanns Antike-Ideal geprägt und sieht darin ein Vorbild an Harmonie, Humanität, Schönheit und Reinheit der Seele. Man denke nur an seine „Iphigenie“, das Ideal der „edlen Einfalt“ und „stillen Größe“. In einem Drama wie „Penthesilea“ begegnet Goethe extremen Gegensätzen und barbarisch – hemmungslosem Verhalten, das alle Klassizität wieder zu vernichten droht. So beklagt Goethe, dass Kleist auf die „Verwirrung des Gefühls“ hinarbeite. Später wird er über Kleist schreiben: „Mir erregte dieser Dichter bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme immer Schauer und Abscheu, wie ein von der Natur schön intendierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen ist.“

*Sicherlich wäre es klüger gewesen, wenn Kleist statt der „Penthesilea“ lieber sein Stück „Amphitryon“ Goethe zur Begutachtung zugesandt hätte. Dieses eher heitere Drama zeigt die allen Verwirrungen und Anfechtungen überlegene Macht des Gefühls – hier der reinen Liebe und Gattentreue Alkmenes, die sogar den höchsten aller Götter, Jupiter, beschämt und vor Neid erblassen lässt. Die Handlung ist folgende:
Jupiter hat in Abwesenheit des Feldherrn Amphitryon dessen Gattin Alkmene besucht, und zwar in Gestalt Amphitryons. Als der wirkliche Amphitryon am Morgen heimkehrt, weckt Alkmenes Erstaunen und ihre Beteuerung, er sei doch des Nachts bei ihr gewesen, begreiflicherweise bei ihm Verwunderung und Eifersucht. Alkmene gerät in eine furchtbare Lage, weil das ganze Heer bezeugen kann, Amphitryon sei nicht bei ihr gewesen. Ein Diadem, das Jupiter in Gestalt Amphitryons ihr geschenkt hat, zeigt nicht ein „A“, sondern ein „J“ als Initiale. So bleibt Alkmene nur ihr reines Gefühl für Amphitryon. Alle Logik und alle Beweise sprechen gegen sie.*

Amphitryon möchte – typisch Mann – alle Zweifel mit Gewalt beseitigen, weil er glaubt, hintergangen worden zu sein. Jupiter wiederum ist gekränkt, dass Alkmene ihn nur als vermeintlichen Amphitryon liebt; er will aber als Jupiter geliebt werden. Bloße

Verehrung macht ihn nicht glücklich.

„Auch der Olymp ist ohne Liebe.

*Was gibt der Erdenvölker Anbetung ... der Brust, der lechzenden?
Sie will geliebt sein.“*

*Doch er muss erfahren, dass Alkmenes Liebe nur ihrem Gatten gilt.
Auf seine drängende Frage, ob Alkmene nicht auch den höchsten
Gott zu lieben bereit wäre, antwortet sie:*

*„Lässt man die Wahl mir, die Wahl, so bliebe meine Ehrfurcht ihm
(also Jupiter) und meine Liebe dir, Amphitryon“
(für den sie ja Jupiter hält).*

Jupiter aber gibt noch nicht auf und sagt:

*„Und dennoch könnt’st du leicht den Gott in Armen halten
im Wahn, es sei Amphitryon. ... Wenn ich, der Gott, dich hier
umschlungen hielte und jetzo dein Amphitryon sich zeigte,
wie würd’ dein Herz sich wohl erklären?“*

*Alkmene: „Wenn du, der Gott, mich hier umschlungen hieltest
und jetzo sich Amphitryon mir zeigte, ja dann,
so traurig würd’ ich sein und wünschen, dass er der Gott
mir wäre und dass du Amphitryon mir bliebst, wie du es bist.“*

*Schließlich erscheint der wirkliche Amphitryon und steht nun
plötzlich seinem Ebenbild – Jupiter in seiner Gestalt – gegenüber.
Alle sind entgeistert. Alkmene soll nun wählen, wer ihr Gott ist –
und sie meint, es sei Jupiter: Sie entscheidet sich buchstäblich für
den Göttergatten.*

*Daraufhin gibt sich Jupiter geschlagen. Er weiß nun, dass Alkmene
in ihm nur Amphitryon liebt und - wüsste sie, dass er Jupiter ist –
ihn nur verehren würde. So gibt er sich als den zu erkennen, der er
ist: Jupiter.*

*Die Dichtung endet mit dem völlig erstaunten, überraschten und
vielleicht sogar ein wenig ernüchterten Ausruf der Alkmene:
„Ach!“*

Auch in Kleists „Amphitryon“ geht es um die Verwirrung des Gefühls, wobei alle Indizien gegen Alkmenes Treue sprechen. Aber der Gott selbst muss am Ende einsehen, dass Alkmenes Liebe nur ihrem Gatten gilt, und er vermeidet einen tragischen Ausgang, indem er sich zu erkennen gibt. Nicht ohne Neid auf solche Liebe und Treue preist er am Schluss Alkmene mit überschwänglichen Worten:

„Mein süßes, angebetetes Geschöpf! In dem so selig ich mich selig preise! So urgemäß dem göttlichen Gedanken in Form und Maß und Sait und Klang, wies meiner Hand Äonen nicht entschlüpfte.“

Motivverwandt mit „Amphitryon“ – obwohl im mittelalterlichen Gewand eines damals so beliebten Ritterstücks - ist „Das Käthchen von Heilbronn“. Es wird 1810 auf dem Theater an der Wien uraufgeführt und avanciert im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem der erfolgreichsten deutschen Schauspiele. So wird z.B. in Fontanes „Effi Briest“ am Polterabend die Holunderbuschszene aus dem „Käthchen von Heilbronn“ aufgeführt und Fontane kann die Kenntnisse des Lesers voraussetzen, wenn er Vater Briest sich ereifern lässt: „Hoher Herr und immer wieder hoher Herr – was soll das?“ Seiner Meinung nach ist das zu viel der Ehre für den Bräutigam, Baron von Innstetten, denn die Briests seien schließlich auch nicht von schlechten Eltern und – Gott sei Dank – eine historische Familie, wobei die Innstettens nicht mithalten könnten.

Die Anrede „mein hoher Herr“ ist im „Käthchen von Heilbronn“ keine Nebensache; sie charakterisiert das Käthchen, das – ohne es zu wissen – eine natürliche (d.h. uneheliche) Tochter des Kaisers ist. In traumwandlerischer Sicherheit folgt sie gegen alle Widerstände dem Grafen Wetter vom Strahl als dem ihr bestimmten Gatten, seitdem er ihr zum ersten Mal begegnet ist – obwohl ihr vermeintlicher Vater, ein Heilbronner Waffenschmied, den Grafen vor einem Femegericht der Zauberei verklagt hat und obwohl Graf Wetter vom Strahl den trügerischen Reizen der adligen Kunigunde verfallen ist und er der Ansicht ist, Käthchen komme für ihn schon wegen ihres zu geringen Standes nicht in Frage. Er hat nämlich

geträumt, er werde eine Kaisertochter heiraten. In der erwähnten Holunderbuschszene, wo der Graf Käthchen im Schlaf belauscht und ausfragt – so etwas werden wir im „Prinzen von Homburg“ wiederfinden – erfährt er, dass es Käthchen war, die ihm im Traum erschienen ist. Und als der Heilbronner Waffenschmied schließlich seine Klage gegen den Grafen vor den Kaiser bringt, da erinnert sich der Kaiser an seine Begegnung mit einer Heilbronner Bürgerin („Begegnung“ ist dabei eine nette Umschreibung), der Frau des Klägers, und bekennt, dass das Käthchen in Wahrheit ihre gemeinsame Tochter ist. Der Hochzeit steht nichts mehr im Wege. Ein Märchen ist wahr geworden. (Von der Reaktion des Waffenschmieds ist kaum die Rede: Er sagt nur: „Was Gott fügt, heißt es, soll der Mensch nicht scheiden.“)

Um Kleists nächstes Drama zu verstehen, müssen wir wieder einen Blick auf die Zeitumstände und Kleists Rolle darin werfen. Es geht um ein heute fast vergessenes Stück, das den Titel trägt:

„D i e H e r m a n n s s c h l a c h t“. Mit Hermann ist Hermann der Cherusker gemeint, der im Teutoburger Wald die Römer so vernichtend schlug (9 n.Chr.), dass sie ihren Plan, das Römische Reich vom Rhein bis an die Elbe auszudehnen, aufgeben mussten. (Bei Detmold erinnert das riesige Hermannsdenkmal aus dem 19. Jahrhundert an den Sieg über das mächtige Rom).

1806 gelangt Napoleon in Deutschland auf den Höhepunkt seiner Macht. Die meisten deutschen Staaten paktieren mit ihm im Rheinbund; das alte 1000jährige Kaiserreich, von Karl dem Großen gegründet, zerbricht; das isolierte Preußen wird geschlagen und unterjocht. Die angeblich als Befreier erschienenen Franzosen („Krieg den Palästen, Friede den Hütten“) erweisen sich zunehmend als Unterdrücker. Kleist selbst wird im Januar 1807, als er von Königsberg nach Dresden reisen will, in Berlin ohne weitere Angabe von Gründen arretiert und muss ein halbes Jahr in Frankreich als Staatsfeind im Gefängnis verbringen. Er nutzt auch dort jede Möglichkeit zum Schreiben. Währenddessen hört er, dass sich gegen Napoleon Widerstand formiert. In Spanien entsteht die Taktik der Guerilla (=kleiner Krieg) und entwickelt sich 1808 zu einem Partisanenkrieg, der den Franzosen große Verluste zufügt. Auch in Österreich bildet sich Widerstand, angeführt von Andreas Hofer aus

Südtirol. Im Mai 1809 wird Napoleon in der Schlacht bei Aspern (unweit von Wien) zum ersten Mal besiegt.

Kleist sieht seine Aufgabe nun darin, als Dichter den Kampfgeist der Deutschen gegen die Franzosen zu schüren. Dabei hat er weder moralische Skrupel noch sonstige Hemmungen. Er dichtet;

*„Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt sie tot! Das Weltgericht
fragt euch nach den Gründen nicht!“*

Kleists „Hermannsschlacht“ ist heute ein Ärgernis. Hier wird die Unmenschlichkeit verherrlicht und behauptet, in einem gerechten Krieg seien alle Mittel erlaubt.

*„Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
muss durch das Schwert der Rache jetzo sterben.“*

Und als Hermann gefragt wird, ob er rücksichtslos die Guten mit den Schlechten töten lassen wolle, da antwortet er:

*„Die Guten mit den Schlechten? – Was! Die Guten!
Das sind die Schlechtesten! Der Rache Keil
soll sie zuerst, vor allen andern treffen,
wenn es nunmehr die Römerrache gilt:
Hinweg! Verwirre das Gefühl mir nicht!“*

Sie müssen die „Hermannsschlacht“ nicht lesen! Sie ist das genaue Gegenteil von Friedrich Dürrenmatts herrlichem Stück „Romulus der Große“, in dem sich die Feinde als Menschen begegnen. Der österreichische Dichter Franz Grillparzer (1791-1872) hat einmal gesagt: „Der Weg der neueren Menschheit geht von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität“.

Wie Recht hat er gehabt, wenn man an die Verirrungen des Nationalismus denkt! Leider ist Kleist zunehmend einem Zeitgeist verfallen, der seinen Ursprung in den Kriegen hat, die durch die Französische Revolution ausgelöst wurden. In der französischen

Nationalhymne kann man diesem Ungeist heute noch begegnen: „Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé. ...L'étendard sanglant est levée ...marchons, marchons, qu'un sang impur abrève nos fissons“ (Vorwärts, Kinder des Vaterlandes, der Tag des Ruhms ist angebrochen. ... Die blutige Standarte ist aufgerichtet ... marschieren wir, marschieren wir, damit unreines Blut unsere Gräben fülle!)

Bevor wir die letzten Dichtungen Kleists betrachten, wollen wir uns noch einmal mit seinem weiteren Lebensweg befassen. Das Ende kennen wir ja bereits. Aus dem Plan, den Kleist bei seiner Verabschiedung aus dem Staatsdienst gefasst hat, ganz von den eigenen Dichtungen zu leben, wird nichts – trotz anfänglicher Hoffnungen. Weder eine Breitenwirkung noch wirtschaftliche Erfolge stellen sich ein. Und alle Energie, die Kleist in die erhoffte nationale Erhebung gegen Napoleon einsetzt, scheint vergeblich. Im Juli 1809 siegt Napoleon bereits wieder bei Wagram, ebenfalls bei Wien. Kleist, der voller Hoffnung nach Österreich gereist ist, schreibt an Ulrike: „Noch niemals bin ich so erschüttert gewesen wie jetzt“ und er klagt vor allem darüber, dass er „bestimmt war, es zu überleben“.

Die letzten beiden Jahre seines Lebens verbringt Kleist im Wesentlichen in Berlin. Durch Schriftstellerei versucht er das nackte Überleben zu sichern. Immerhin erhält er aus der Privatschatulle der Königin Luise eine winzige Rente. Als die Königin aber 1810 stirbt, bleiben auch diese Zahlungen aus.

Da bemüht er sich, mit der Herausgabe einer Tageszeitung (es gibt bisher fast nur Wochenblätter) sich eine Existenzgrundlage zu schaffen. Aber schon im März 1811 müssen die „Berliner Abendblätter“ ihr Erscheinen einstellen. Im Herbst 1811 ist Kleist menschlich vereinsamt, von seiner Familie in Frankfurt/Oder als „Versager“ aufgegeben, wirtschaftlich ruiniert, publizistisch und – wie er glaubt – auch als Dichter gescheitert. Alle politischen Hoffnungen und Aktionen haben sich scheinbar als Illusion erwiesen. Kleist sieht keine Perspektive mehr in seinem Leben. „Die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war“. Das Ende sind die beiden Schüsse am Wannsee.

Bevor wir uns dem letzten Drama zuwenden, das Kleist kurz vor seinem Freitod beendet, dem „Prinzen von Homburg“, sollten wir aber wenigstens zwei seiner Novellen beachten, das „Erdbeben in Chili“ und den „Michael Kohlhaas“. Kleists Novellen erfüllen inhaltlich und stilistisch meisterhaft, was Goethe von einer Novelle – das Wort bedeutet ‚Neuigkeit‘ -verlangt hat: In gedrängter Form soll eine „unerhörte Begebenheit“ mitgeteilt werden. Hören wir einmal, wie Kleist diese Aufgabe gelöst hat. Ich lese die einleitenden Sätze der „Novelle „D a s E r d b e b e n i n C h i l i“ vor:

„In St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblicke der großen Erderschütterung vom Jahre 1647, bei welcher viele tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger, auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, namens Jeronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erheben. Don Henrico Asteron, einer der reichsten Edelleute der Stadt, hatte ihn ungefähr ein Jahr zuvor aus seinem Hause, wo er als Lehrer angestellt war, entfernt, weil er sich mit Donna Josephe, seiner einzigen Tochter, in einem zärtlichen Einverständnis befunden hatte. Eine geheime Bestellung, die dem alten Don, nachdem er die Tochter nachdrücklich gewarnt hatte, durch die hämische Aufmerksamkeit seines stolzen Sohnes verraten worden war, entrüstete ihn dergestalt, dass er sie in dem Karmeliterkloster unsrer lieben Frauen vom Berge daselbst unterbrachte.

Durch einen glücklichen Zufall hatte Jeronimo hier die Verbindung von neuem anzuknüpfen gewusst, und in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatze seines vollen Glückes gemacht. Es war am Fronleichnamsfeste, und die feierliche Prozession der Nonnen, welchen die Novizen folgten, nahm eben ihren Anfang, als die unglückliche Josephe bei dem Anklange der Glocken in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale niedersank. Dieser Vorfall machte außerordentliches Aufsehn; man brachte die junge Sünderin, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, sogleich in ein Gefängnis, und kaum war sie aus den Wochen erstanden, als ihr schon, auf Befehl des Erzbischofs, der geschärfteste Prozess gemacht ward. Man sprach in der Stadt mit so großer Erbitterung von diesem Skandal, und die Zungen fielen so scharf über das ganze

Kloster her, in welchem er sich zugetragen hatte, dass weder die Fürbitte der Familie Asteron noch auch sogar der Wunsch der Äbtissin selbst, welche das junge Mädchen wegen ihres sonst untadeligen Betragens lieb gewonnen hatte, die Strenge, mit welcher das klösterliche Gesetz sie bedrohte, mildern konnte. Alles, was geschehen konnte, war, dass der Feuertod, zu dem sie verurteilt wurde, zur großen Entrüstung der Matronen und Jungfrauen von St. Jago durch einen Machtspruch des Vizekönigs in eine Enthauptung verwandelt ward. Man vermietete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungszug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab, und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiele, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen.

Jeronimo, der inzwischen auch in ein Gefängnis gesetzt worden war, wollte die Besinnung verlieren, als er diese ungeheure Wendung der Dinge erfuhr. Vergebens sann er auf Rettung; überall, wohin ihn auch der Fittich der vermessenen Gedanken trug, stieß er auf Riegel und Mauern, und ein Versuch, die Gitterfenster zu durchfeilen, zog ihm, da er entdeckt ward, eine nur noch engere Einsperrung zu. ... Der gefürchtete Tag erschien, und mit ihm in seiner Brust die Überzeugung von der völligen Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Die Glocken, welche Josephen zum Richtplatz begleiteten, ertönten, und Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele.

Das Leben schien ihm verhasst, und er beschloss, sich durch einen Strick, den ihm der Zufall gelassen hatte, den Tod zu geben. Eben stand er, wie schon gesagt, an einem Wandpfeiler, und befestigte den Strick, der ihn dieser jammervollen Welt entreißen sollte, an einer Eisenklammer, die an dem Gesimse derselben eingefügt war; als plötzlich der größte Teil der Stadt mit einem Gekrache, als ob das Firmament einstürzte, versank und alles, was Leben atmete, unter seinen Trümmern begrub.

Jeronimo Rugera war starr vor Entsetzen; und gleich als ob sein ganzes Bewusstsein zerschmettert worden wäre, hielt er sich jetzt an dem Pfeiler, an welchem er hatte sterben wollen, um nicht umzufallen. Der Boden wankte unter seinen Füßen, alle Wände des Gefängnisses rissen, der ganze Bau neigte sich, nach der Straße zu einzustürzen, und nur der, seinem langsamen Fall begegnende Fall des gegenüberstehenden Gebäudes verhinderte, durch eine zufällige

Wölbung, die gänzliche Zubodenstreckung desselben. Zitternd, mit sträubenden Haaren und Knien, die unter ihm brechen wollten, glitt Jeronimo über den schief gesenkten Fußboden hinweg, der Öffnung zu, die der Zusammenschlag beider Häuser in die vordere Wand des Gefängnisses eingerissen hatte. Kaum befand er sich im Freien, als die ganze schon erschütterte Straße auf eine zweite Bewegung der Erde völlig zusammenfiel.“

Ich muss mich, liebe Zuhörer, für dieses lange Zitat entschuldigen, aber bei Kleists Novellen möchte man eben gar nicht aufhören zu lesen. Das Unerhörte der Ereignisse drängt ständig weiter; man hält förmlich den Atem an, bis man zu Ende gelesen hat. Und da die Handlung derart gedrängt vorgetragen wird, ist ein Kürzen gar nicht möglich, ohne Wichtiges auszulassen und den Gesamteindruck zu zerstören. Ich kann nur raten die Novelle selbst vollständig zu lesen.

Hier nur andeutungsweise das Wichtigste: Auch Josephe ist durch das Erdbeben befreit worden und hat sich aus der Stadt gerettet. Wunderbarerweise hat sie ihren Säugling (Philipp) aus dem brennenden Kloster herausholen können. Sie findet Jeronimo in einem Tal außerhalb der Stadt, abseits aller Verwüstungen, wieder. Hören wir noch einmal in die Erzählung hinein:

„Indessen war die schönste Nacht herabgestiegen, voll wundermilden Duftes, so silberglänzend und still, wie nur ein Dichter davon träumen mag. Überall, längs der Talquelle, hatten sich im Schimmer des Mondscheins Menschen niedergelassen und bereiteten sich sanfte Lager von Moos und Laub. Und weil die Armen immer noch jammerten; dieser, dass er sein Haus, jener, dass er Weib und Kind, und der dritte, dass er alles verloren habe: so schlichen Jeronimo und Josephe in ein dichteres Gebüsch, um durch das heimliche Gejauchz ihrer Seelen niemand zu betrüben. Sie fanden einen prachtvollen Granatapfelbaum, der seine Zweige voll duftender Früchte weit ausbreitete; und die Nachtigall flötete im Wipfel ihr wollüstiges Lied. Hier ließ sich Jeronimo am Stamme nieder und Josephe in seinem, Philipp in Josephens Schoß, saßen sie, von seinem Mantel bedeckt, und ruhten. Der Baumschatten zog mit seinen verstreuten Lichtern über sie hinweg und der Mond erblasste

schon wieder vor der Morgenröte, ehe sie einschliefen. Denn Unendliches hatten sie zu schwatzen vom Klostergarten und den Gefängnissen und was sie um einander gelitten hätten; und waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen musste, damit sie glücklich würden!“

Kleist erzählt dann weiter, wie die Menschen in der Natur wie verwandelt sind, nachdem alles, was sie hatten, die ganze Zivilisation, zerstört worden ist. Sie begegnen einander freundlich und hilfsbereit; es gibt keine Standesgrenzen und Vorurteile mehr; das Natürlichste, die Liebe zweier junger Menschen, kann doch kein Verbrechen sein!

Dann aber entsteht bei den Geretteten das Bedürfnis, Gott für die Bewahrung des Lebens zu danken. Man kehrt in die Stadt zurück zur unzerstört gebliebenen Kathedrale. Die alte Gesellschaft formiert sich aufs Neue. Das Erdbeben wird als ein Gottesgericht gedeutet, Jeronimo und Josefe werden als die Schuldigen erkannt und von der aufgepeitschten Menge mitsamt ihrem Kind erschlagen.

In keiner anderen Erzählung Kleists ist der Einfluss Rousseaus so deutlich. Alles ist gut, wie es die Natur erschaffen hat, alles verdirbt unter den Händen der Menschen, die durch eine pervertierte Religiosität fehlgeleitet sind.

Die bekannteste Novelle Kleists ist „M i c h a e l K o h l h a a s“. Sie spielt im 16. Jahrhundert und Kleist lässt darin – natürlich fiktiv – sogar Martin Luther auftreten. Es geht um Folgendes: Michael Kohlhaas lebt friedlich als Rosshändler im Kurfürstentum Brandenburg unweit Berlins in Kohlhasenbrück (das Dorf gibt es als Ortsteil von Zehlendorf noch heute).

Auf dem Weg nach Sachsen wird er eines Tages vom Junker Wenzel von Tronka mit einer ungesetzlichen Zollforderung erpresst, ein paar Rappen dazulassen; diese werden während seiner Abwesenheit misshandelt; der zur Aufsicht zurückgelassene Knecht Herse wird verprügelt und verjagt. Ein klares Unrecht, für das Kohlhaas weder in Sachsen noch in Berlin entschädigt wird; ja, bei dem Bemühen, sich für ihren Mann einzusetzen, kommt auch noch Kohlhaas' Frau ums Leben. Nun schreitet Kohlhaas zur Selbstrache und zerstört die Tronkenburg, aber der Junker entkommt. Daraufhin äschert er

ganze Städte ein, in denen er Tronka vermutet, und bekommt immer mehr Zulauf. Da er nicht zu besiegen ist, gewährt ihm der Kurfürst von Sachsen auf Anraten Luthers eine Amnestie, bricht diese aber bald wieder. Erst das Eingreifen des Kurfürsten von Brandenburg und die Überweisung des Falles Kohlhaas an das Gericht des Kaisers führen zur Wiederherstellung der Rechtsordnung: Kohlhaas erhält seine Rappen aufgefüttert zurück, aber wegen seiner Ausschweifungen wird er zum Tode verurteilt. So – stark verkürzt – der Inhalt. Hören wir wieder einige Auszüge; zunächst den Beginn der Novelle:

„An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Rosshändler namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. - Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er in der Furcht Gottes zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohltätigkeit oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.“

Wie schon angedeutet, spielt Luther eine wichtige Rolle, als es darum geht, den gefährlichen Wüterich Kohlhaas zum Einlenken zu bewegen. Für Luthers Bereitschaft, um Amnestie bei der sächsischen Regierung nachzusuchen, ist Kohlhaas natürlich dankbar, aber er hat noch ein Anliegen, eine „Bitte auf dem Herzen“, wie es im Text heißt, und diese Bitte spricht er persönlich in einer Begegnung mit Luther aus. Hören wir noch einmal das Original:

„Zu Pfingsten nämlich, wo er an den Tisch des Herrn zu gehen pflege, habe er die Kirche ... seiner kriegerischen Unternehmungen wegen versäumt; ob er (gemeint ist Luther) die Gewogenheit habe, ohne weitere Vorbereitung seine Beichte zu empfangen und ihm ...

die Wohltat des heiligen Sakraments zu erteilen? Luther, nach einer kurzen Besinnung, indem er ihn scharf ansah, sagte: ‚ja, Kohlhaas, das will ich tun! Der Herr aber, dessen Leib du begehrt, vergab seinem Feind. – Willst du‘, setzte er, da jener ihn betreten ansah, hinzu, ‚dem Junker, der dich beleidigt hat, gleichfalls vergeben: nach der Tronkenburg gehen, dich auf deine Rappen setzen und sie zur Dickfütterung nach Kohlhasenbrück heimreiten?‘ – ‚Hochwürdiger Herr‘, sagte Kohlhaas errötend, indem er seine Hand ergriff, - ‚nun‘? – ‚der Herr auch vergab allen seinen Feinden nicht. Lasst mich den Kurfürsten, meinen beiden Herren, dem Schlossvogt und Verwalter ... und wer mich sonst in dieser Sache gekränkt haben mag, vergeben; den Junker aber, wenn es sein kann, nötigen, dass er mir die Rappen wieder dick füttere.“

Daraufhin verweigert ihm Luther Beichte und Abendmahl.

Am Ende, als Kohlhaas bereit ist, sich für seine Verfehlungen hinrichten zu lassen, ist Luther dann doch gewillt, ihm die Kommunion zu reichen. Dabei bleibt Kohlhaas vom Gedanken der Rache erfüllt. Er ist auf merkwürdige Weise in den Besitz eines Zettels gelangt, auf dem steht, wann und durch wen das regierende Haus Sachsen erlöschen wird. Der Kurfürst von Sachsen will sich sogar für Kohlhaas' Leben einsetzen und eilt - da Kohlhaas lieber stirbt, als auf Rache zu verzichten – zur Hinrichtung. Dort muss er zusehen, wie Kohlhaas den Zettel verschlingt, bevor er den Kopf auf den Richtblock legt.

Wie angekündigt, nun noch zu Kleists letztem Drama „P r i n z F r i e d r i c h v o n H o m b u r g“. Es ist erst im September 1811 fertiggestellt worden und wird sofort nach der Lektüre am Hof mit einer fünfjährigen Aufführungssperre belegt. Ein preußischer Offizier, der nachtwandelt und vor dem offenen Grab die Fassung verliert – das darf nicht gespielt werden. Worum geht es? Der Große Kurfürst kämpft gegen die in sein Land eingefallenen Schweden. Wir sind im Jahr 1675. Der Prinz liegt zu Beginn des Dramas halb wachend, halb schlafend. Er ist nachtwandelnd in den Garten des Schlosses zu Fehrbellin gelangt. Es ist der Abend vor der Schlacht. Der Kurfürst, seine Gemahlin, Prinzessin Natalie und Offiziere beobachten Friedrich von Homburg, wie er sich einen Siegeskranz windet. Der Kurfürst, neugierig geworden, will sehen,

wie weit es Prinz Homburg treibt, schlingt seine Halskette um den Kranz und lässt beides durch Natalie überreichen. Der Prinz möchte danach greifen, erhascht aber nur einen Handschuh Natalies. Der Kurfürst ruft darauf aus:

„Ins Nichts mir dir zurück, Herr Prinz von Homburg, ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht sehn wir, wenn's dir gefällig ist, uns wieder! Im Traum erringt man solche Sachen nicht!“

Noch irritiert und ganz benommen, ist der Prinz bei der anschließenden Befehlsausgabe nicht recht bei der Sache und hält sich in der Schlacht nicht an den ausdrücklichen Befehl, erst anzugreifen, wenn die Trompete geblasen wird. Durch seine Tollkühnheit gelingt es ihm jedoch, wesentlich zum Sieg beizutragen. Der Traum scheint in Erfüllung zu gehen: Siegeslorbeer und die Hand Natalies winken. Aber es gibt ein böses Erwachen. Der Kurfürst ist nämlich entschlossen, das eigenmächtige Handeln mit dem Tode zu bestrafen:

„Wer immer auch die Reuterei geführt am Tag der Schlacht und ... damit aufgebrochen eigenmächtig ... bevor ich Order gab, ihn zwingend, der ist des Todes schuldig, das erklär ich, und vor ein Kriegsgericht bestell' ich ihn.“

Der Prinz, der eben noch ausgerufen hat:

„O Cäsar divus, die Leiter setz ich an an deinen Stern“ fällt plötzlich aus allen Wolken. Ihm wird der Degen abgenommen; damit ist er ein Gefangener.

„Träum ich, wach ich, bin ich bei Sinnen?“

Obwohl bereits das Grab ausgehoben wird, hofft er auf Begnadigung. Und als sein Freund Hohenzollern ihn fragt; „Und worauf stützt sich deine Sicherheit?“ Da antwortet er:

„Auf mein Gefühl von ihm“ (dem Kurfürsten).

Als er jedoch erfährt, der Kurfürst sei gewillt, das Todesurteil zu unterschreiben, da bricht sein Optimismus zusammen. Er verliert jede Haltung – sogar Natalie gegenüber, die ihn im Gefängnis

besucht.

Jetzt will er auf alles verzichten, wenn er nur nicht sterben muss.

*„Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben
und nicht mehr fragen, ob es rühmlich sei.“*

Natalie ist erschüttert und verspricht, sich beim Kurfürsten, der ihr Onkel ist, für ihn einzusetzen. Sie hat Erfolg und bringt die frohe Nachricht dem Prinzen. Der Prinz liest das Schreiben des Kurfürsten aufmerksam durch und hält inne bei den Worten:

*„Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangen setzte,
um Eures Angriffs, allzu früh vollbracht,
da glaubt ich nichts, als meine Pflicht zu tun;
auf Euren eignen Beifall rechnet ich.
Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,
so bitt ich, sagt's mir mit zwei Worten -
und gleich den Degen schick ich Euch zurück.“*

Ein Unrecht kann aber der Prinz in der Handlungsweise des Kurfürsten nicht sehen. Deshalb zögert er, auf das Angebot einzugehen und um seine Begnadigung zu bitten.

*„Mich selber ruft er zur Entscheidung auf! ...
„Er handle, wie er darf;
mir ziemt's hier zu verfahren, wie ich soll! ...
Ich will ihm, der so würdig vor mir steht,
nicht, ein Unwürdiger gegenüber stehn!
Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust
wie ich es wohl erkenne; kann er mir
vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite,
so mag ich nichts von seiner Gnade wissen.“*

Natalie (hier ganz sicher das Sprachrohr Kleists) ist begeistert von dieser Haltung. Sie küsst den Prinzen und spricht:

*„Nimm diesen Kuss! – Und bohrten gleich zwölf Kugeln
dich jetzt in Staub, nicht halten könnt ich mich*

und jauchzt und weint und spräche: du gefällst mir!“

Da der Prinz die Handlungsweise des Kurfürsten billigt und verinnerlicht, kann der Kurfürst Gnade vor Recht ergehen lassen. Dem Prinzen, der fest mit seiner Erschießung rechnet, werden tatsächlich die Augen verbunden. Er ist mit allem einverstanden und spricht:

*„Ich will den Tod, der mir erkannt, erdulden,
das heilige Gesetz des Kriegs verherrlichen.
Der Tod wäscht jetzt von jeder Schuld mich rein.“*

Und dann folgen die berühmten Worte:

*„Nun o Unsterblichkeit bist du ganz mein.
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!“*

Aber statt der erwarteten Schüsse werden ihm die Augen wieder geöffnet und der Zuruf erschallt:

*„Heil dir und Segen, denn du bist es wert!“
Nachdenklich stimmen die Worte des Prinzen:
„Nein, sagt, ist es ein Traum?“
Ebenso die Antwort, die der alte Feldherr Kottwitz gibt:
„Ein Traum – was sonst?“*

*Ich meine, bei aller Schönheit dieser Dichtung müssen wir doch heute den „Prinzen von Homburg“ auch kritisch sehen. Es geht Kleist um die Verherrlichung absoluter Disziplin im Kriege; der Prinz kann erst begnadigt werden, als er sich diese Lehre zu eigen gemacht hat. Der Kurfürst hat gewiss darauf vertraut, dass er das auch tun wird. Das große Ziel war es, alle Kräfte gegen den Feind – zu Kleists Zeit Napoleon und die Franzosen – zu richten. So auch ist der letzte Aufruf im Stück zu verstehen:
„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ und so wohl ebenfalls der Satz: „Ein Traum, was sonst?“*

Nun noch eine kurze Schlussbemerkung: Trotz gelegentlicher Kritik, die ich hier vorgebracht habe, gehört Kleist für mich zu den ganz Großen in der deutschen Literatur. Dabei wird er in der Regel in den Literaturgeschichten – als wüsste man nicht recht, wohin mit ihm – eingeordnet unter der Rubrik „Zwischen Klassik und Romantik“. Klassisch ist auf jeden Fall die Diktion seiner Dramen; romantisch ist es, das Gefühl zum Angelpunkt der Dichtungen zu machen. Kleist ist aber mehr als ein klassischer Romantiker. Mit seiner Unbehaustheit, Ruhelosigkeit, seinem kompromisslosen Streben nach Wahrhaftigkeit und künstlerischer Selbstverwirklichung ist er ganz eigene Wege gegangen und - zu Lebzeiten ein Gescheiterter – viel später, nämlich im 20. Jahrhundert, ein Wegbereiter der modernen Literatur geworden. Heute ist er fester Bestandteil des Lektürekansons unserer höheren Schulen und das mit Recht. Er verdient es aber, auch ohne verordneten Zwang, also mit echtem Interesse, ja sogar mit Begeisterung, gelesen zu werden. Leider konnte ich nur einen unzureichenden Eindruck von seinen Werken vermitteln

(Dieses Manuskript ist länger als der Vortrag, den ich im Januar 2012 in Königsfeld gehalten habe. Es ist die Fassung, die ich zuvor im Katholischen Bildungswerk in Villingen-Schwenningen verwendet habe. Dort stand mehr Zeit zur Verfügung. Ergänzend habe ich bei den Vorträgen Auszüge aus einer CD eingefügt, die ich jedem Interessierten wärmstens empfehlen kann: "Kleist – Ein Lebensmonolog aus den Briefen", zusammengestellt von Hermann Beil mit Ulrich Matthes als Sprecher. Man hat den Eindruck, als rede Kleist selbst zu uns!)

Dr. Albrecht Moritz